

Kultur & Gesellschaft

«Wir leben mit viel Hörschrott»

Wolfgang Fasser sagt, der typische Sound unserer Zeit sei das Gepiepse technischer Geräte. Und er stellt fest, dass Baustellen seit zwanzig Jahren genau gleich tönen. Ein Dokumentarfilm über den blinden Klangforscher kommt jetzt in die Kinos.

Mit Wolfgang Fasser sprach Katrin Hafner

Als blinder Mensch und Klangforscher sind Sie Experte des Akustischen. Wie tönt unsere Welt heute?

Unglaublich vielfältig. Zum einen besteht sie aus unzähligen akustischen Nischen, lokalen Soundkulturen. Gleichzeitig gibt es heute so etwas wie den globalisierten Sound. Bahnhöfe tönen überall ähnlich. Denken Sie nur an die Stimme, die in der Schweiz Züge ankündigt. Das ist uniform geworden. Bis vor Kurzem war es am einen Tag noch der Herr Meier und am nächsten die Frau Müller. Stimmgesichter. Jetzt ist es einfach die Bahnstimmigkeit. Es findet eine akustische Homogenisierung statt.

Welches konkrete Geräusch dominiert unseren Alltag? Das klingelnde Handy?

Überhaupt all das Gepiepse der technischen Geräte im öffentlichen Raum. Das ist sehr typisch für unsere Zeit. Das dominanteste Geräusch aber ist ein relativ unspezifisches: das Hintergrundgeräusch. Ein permanentes Rauschen. Das ist der Pegel unserer Zivilisation. Ein akustischer Smog, der sehr verbreitet ist, bis weit auf das Land und über alle Kontinente hinweg. Wenn man das Mikrofon gegen den Himmel richtet, merkt man, welche Autobahn da oben ist. Es sind nicht nur die Fahrzeuge am Boden, es sind auch die dauernd hoch über uns zirkulierenden Flieger.

Laut Bundesamt für Umwelt ist in der Schweiz jeder sechste Mensch schädlichem Lärm ausgesetzt. Was macht der Lärm mit uns?

Nehmen wir die Vögel: Sie singen in Städten in höheren Tonlagen als auf dem Land, damit sie durch den Geräuschpegel kommen. Und wir Menschen reden lauter. Im Zug fällt das auf, aber auch auf der Strasse. Lehrer sind häufiger heiser, weil sie die Stimme strapazieren. Und die Hörprobleme nehmen zu.

Man sagt, Lärm mache krank.

So würde ich das nicht sagen. Es gibt aber Studien, die eindeutig zeigen, dass Lärm die Gesundheit belasten kann und beispielsweise mitverantwortlich ist für Herzinfarkte. Bestimmt schlägt Lärm auf das Gemüt. Wir brauchen die Stille. Sind wir dauernd lauten Geräuschen ausgesetzt, die wir mit der Zeit nicht mal mehr als störend wahrnehmen, beginnen wir darunter zu leiden. Lärm macht verletzlich.

Nun können wir aber nicht alle aufs Land ziehen.

Nein. Doch es gibt lobenswerte Initiativen: Flüsterbeläge, die Strassenlärm schlucken, Trams, die leiser fahren.



Der Dokumentarfilm über Wolfgang Fasser zeigt, wie der Schweizer Klangkünstler nach Klangbildern sucht. Fotos: PD



Was er sieht, sagt der blinde Wolfgang Fasser, sind «Klangpostkarten».

Was kann der Einzelne tun, um besser mit dem Lärm zu leben?

Sich bewusst mit der akustischen Welt auseinandersetzen. Mal innehalten und sich auf ein Geräusch konzentrieren, auf eine Stimme. Stimme ist Mimik, ist ein Gesicht, ein Spiegel der Seele. Wir reden schon lange über die optische Aufwertung von Quartieren, kümmern uns um die Begrünung von Städten, setzen auf Design. Klangdesign aber ist kein Thema. Im Gegenteil: Unser Alltag spielt sich stark optisch ab, wir brauchen das Gehör weniger, ja, wir deinvestieren in

«Nel giardino dei suoni»

Im Zentrum des Dokumentarfilms von Nicola Bellucci steht Wolfgang Fasser, der in der Toskana schwerstbehinderte Kinder mit Klängen, Stimmen und Aufnahmen therapiert. An den Solothurner Filmtagen wurde der Film mit dem Prix de Soleure ausgezeichnet.

Der Film läuft ab 28. Oktober im Kino. Vorpremiere im Zürcher Luchtkino: morgen Mittwoch, 12.15 Uhr, Arthouse Le Paris (in Anwesenheit von Regisseur Nicola Bellucci und Wolfgang Fasser). Neben den üblichen Vorführungen spezielle Audiodeskriptions-Projektionen für Sehbehinderte. (TA)

dieses Sinnesorgan, schalten den Kanal innerlich ab. Selbst die Kommunikation ist visuell geworden, wir mailen, schicken SMS. Wenn wir unterwegs sind, schauen wir auf das Display des Handys. Wir könnten unsere Wahrnehmungskultur bewusst wieder vom Optischen hin zum Akustischen verschieben.

Was ist schlecht an der optischen Wahrnehmungskultur?

Die akustische Welt beeinflusst uns, ob wir wollen oder nicht. Töne haben eine Wirkung auf unser Innenleben, das ist



Der «akustische Smog» ist auch auf dem Land zu hören, sagt Fasser.

bekannt aus der Musikforschung. Durch das Ausrichten aufs Optische und den gleichzeitig steigenden Lärmpegel gewöhnen wir uns ans Weghören. Das finde ich das Dramatischste: Dass wir uns aneignen, taub zu werden.

Wieso konzentrieren wir uns mehr auf das Sehen als auf das Hören?

Wir glauben ans Visuelle. Das Bild gilt als Garant für die Realität. Die technische Entwicklung setzt auch aufs Bild - zum Beispiel in der Medizin. Schauen geht eben schnell. Hören ist ein langsamer

Prozess. Es ist selbst physiologisch betrachtet ein Vorgang, der mehr nach innen geht. Man muss sich Zeit nehmen. Heute, da alles immer schneller gehen muss, bleibt kaum Raum für die Pflege der auditiven Kultur.

Sie glauben, uns entgeht etwas, wenn wir Dinge überhören?

Ja, ein Teil an Beziehung. Bild und Ton sind verschiedene Welten. Das meine ich wertfrei. Es sind Stereo-Wahrnehmungsorgane. Wenn wir üben, beide zu öffnen, entdecken wir mehr vom Leben. Das Lauschen ist heilsam - bei behinderten Menschen genauso wie bei gestressten oder deprimierten Leuten.

Als Musiktherapeut behandeln Sie auch schwerstbehinderte Kinder. Inwiefern helfen Klänge?

Akustische Höreignisse fördern auditive Grundfähigkeiten, und das ist zentral für die psychosoziale Entwicklung. Konkret muss man herausfinden, auf welchen Ton oder welche Musik ein Kind reagiert. Das kann die Wiedergabe eines Vogelrufs sein oder ein archaisches Instrument wie Gong, Trommel oder Regenrohr. Oft lasse ich die Kinder Töne fühlen. Sie liegen auf dem Gehäuse eines Saiteninstrumentes und spüren physisch die Schwingungen. Einige werden dann ruhig, andere beginnen aktiv zu werden, den Blick zu richten, Töne zu imitieren. Das ist der Anfang.

Mit 22 erblindeten Sie infolge einer Erbkrankheit. Was entgeht Ihnen ohne Augenlicht?

Ich empfinde mich nicht als blind. Denn ich höre. Ich schaffe mir Hörbilder: Mit dem Mikrofon gehe ich in die Natur, höre zu, wie ein Bächlein tröpfelt, plätschert, sprenkelt, belausche die Vögel und den Wind. Das ergibt fantastische Klangpostkarten, die ich immer wieder anschau.

Ist die unsichtbare Welt die schönere als die visuelle?

Nein, die beiden sind komplementär.

Sie leben teils in der Toskana, teils in Zürich. Was hat sich hier in den letzten Jahren verändert?

Es hat noch mehr Autos, der Lärmpegel ist dichter, homogener geworden und bis tiefer in die Nacht wahrnehmbar. Mir fallen die vielen Baustellen auf. Das ist verrückt: Alles verändert sich, doch die Baustellen tönen noch wie vor zwanzig Jahren. Wir leben mit viel Hörschrott. Es gibt nicht viele Hörenswürdigkeiten.

Wolfgang Fasser (55) wuchs in Glarus und Zürich auf. Er arbeitet als Musiktherapeut in der Toskana mit schwerstbehinderten Kindern und als Dozent und Supervisor in der Schweiz.

Mit dem Garten verfällt auch die Familie

Mit 63 Jahren schrieb Francis Wyndham seinen preisgekrönten ersten Roman. «Der andere Garten» liegt nun auf Deutsch vor.

Von Ulrich Baron

In einem Dorf in England, kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, lernt der halbwegsige Erzähler die doppelte so alte Kay Demarest kennen. Diese versucht so hartnäckig wie vergeblich, ihrem lieblosen Elternhaus zu entkommen. «Kay litt an einem angeborenen Mangel an Tatkraft», heisst es. Jeder Ausbruch wirft sie etwas erschöpfter in den familiären Pfuhl zurück. Manchmal sucht sie Trost bei Fremden, oft findet die manische Sonnenanbeterin Zuflucht bei der Familie des Erzählers. Umgeben von Filmzeitschriften, Zigarettenschachteln, Zündholzbriefchen und einer Papiertüte mit Sandwichs breitet sie sich dann in «taktvoller Entfernung vom Haus auf einem Rasenfleck» aus.

Dann kommt der Krieg. Kay erkrankt an Tuberkulose, und während die Krank-

heit den Erzähler vor dem Heldentod bewahrt, gibt es für sie bald keine Hoffnung mehr. Ein eisiger Hauch vom «Zauberberg» fährt hier in eine Geschichte, die zunächst ganz Idylle zu sein schien.

Erzählungen aus der Jugend

Der 1924 in London geborene Francis Wyndham hat sich reichlich Zeit gelassen, um dies zu erzählen, und griff dabei vieles aus seiner Jugend im ländlichen Wiltshire auf. Nach seinem Studium in Oxford und kurzem Kriegsdienst hatte er lange als Lektor und Journalist gearbeitet. Bruce Chatwin und V. S. Naipaul zählen zu den Autoren, die Wyndham entdeckte, bevor er selbst sich einiger Erzählungen erinnerte, die er als Jugendliche verfasst hatte. 1974 erschien sie als «Out of the War». Erst 1985 folgte der Band «Mrs. Henderson and Other Stories», und 1987 veröffentlichte Wyndham «The Other Garden» als sein bislang letztes literarisches Werk, für das der damals 63-jährige Romandebütant mit dem «Whitbread First Novel Award» ausgezeichnet wurde.

Viel von Wyndhams Kunst liegt in dem, was bei Christopher Isherwood einmal als Technik des Teetisch-

gesprächs gepriesen wird. Statt alle Szenen «zu höchster Dramatik raufzuschrauben», würden sie runtergedämpft, «bis alles wie Frauenvereinskonversation» klinge. «Oh, nein!», ruft die Tante des Erzählers, als die Rede auf den bevorstehenden Krieg kommt: «Noch einen stehe ich nicht durch.» Kays Mutter Sybil, ein snobistisches Monster, will hingegen aus «zuverlässiger Quelle» erfahren habe, dass zumindest Feldmarschall Göring das sei, «was wir einen geborenen Gentleman nennen. Was man von Herrn Hitler nicht sagen kann.»

Geschwätz und Gemeinheiten

Wer Sybil Demarests Ausführungen länger verfolgt, wird verstehen, was Wyndham meinte, als er einmal bekannte, er habe immer über jene «Stunden, Stunden und Stunden» schreiben wollen, die der Mensch auch während seiner aktiven Jahre in einer Art Vorhölle verbringe. Doch gerade im zähen, satirisch verdichteten und humorvoll goutierbar gemachtem Medium aus Klatsch und Tratsch, Geschwätz und Gemeinheiten, erscheint die Tragik seiner Figuren konservierter wie Insekten im Bernstein.

Auch der titelgebende Garten erscheint zum Schmuckstück erstarrt. Er liegt ein Stückchen abseits des Hausgartens, ein hortus conclusus, den der Vater des Erzählers als «geliebte Erweiterung seines Besitzes» selbst entworfen hat. Alles ist abgezirkelt, Wege und Beete, Bänke, in Tierformen beschnittene Eiben und steinerne Vogeltränken. Im Mittelpunkt versäumt eine Sonnenuhr anzuzeigen, dass die Zeit hier abgelaufen ist.

Im Krieg wird Gemüse sich breitmachen, Unkraut und Wildwuchs, und man muss hundert Seiten zurückblättern, zu einer Passage, die man beinahe überlesen hatte: «Über der Hauptstrasse sah ich den Friedhof, wo wir Anfang des Jahres meinen Vater begraben hatten, und gleich dahinter den anderen Garten, der noch keine sichtbaren Anzeichen des Verfalls infolge der mangelnden Pflege aufwies.» Ein Satz, ein Augenblick erfasst hier Vergangenheit und Zukunft, umreist den Verfall einer Familie, dessen Beschreibung auch Hunderte von Seiten hätte füllen können.

Manches bleibt unausgesprochen, anderes wie Tod und Sexualität bleibt so an der Oberfläche verborgen. Kays medizi-

nische Prognose gibt ihr Bruder Sandy preis, als er sagt, dass sie «jetzt wieder rauchen» dürfe. Manchmal kann man da die kreischende Hysterie einiger homosexueller Freunde des Erzählers verstehen, aber «Der andere Garten» ist kein Buch der Verzweiflung, sondern der Erinnerung.

Francis Wyndhams Werk ist ein leiser, lebenskluger, eindringlicher und heiter-melancholischer Einspruch gegen das pathetische «Rule Britannia», eine Liebeserklärung an die «Unschuldigen, Ehrgeizlosen», denen der Erzähler ewige Treue geschworen hat: «Ich habe diesen Schwur nicht immer halten können», beschliesst er seine Geschichte - ironisch und ihnen treu so bis zuletzt.



Francis Wyndham

Der andere Garten. Aus dem Englischen von Andrea Ott. Dörlemann, Zürich 2010. 191 S., ca. 28 Fr.